
Der Vorhang zerreißt Nähe und Ferne Gottes im Markusevangelium

Margareta Gruber / Vallendar

Schönheit ist in der Heiligen Schrift ein großes Thema; auch die Schönheit Gottes, der nicht nur wahr ist und gut, sondern auch schön. Doch in welcher Spannung zeigt sich diese Schönheit? „Du bist der Schönste von allen Menschen. Anmut ist ausgegossen über deine Lippen. Darum hat Gott dich für immer gesegnet“ (Ps 45,3). Und dann: „Er hatte keine Gestalt noch Schönheit, dass wir ihn angesehen hätten (...) verachtet war er, und verlassen von Menschen, (...) und wie einer, vor dem Gott sein Gesicht verbirgt“ (Jes 53,2f.).

Das ist ER, der Gott-Gesegnete, vor dem Gott sein Gesicht verbirgt, so dass wir ihn nicht erkennen – oder gerade doch? Die Augen der Liebenden – der Mystiker – haben im unkenntlich Gewordenen immer den „zur Kenntlichkeit Entstellten“ (H. Lauenroth) gesucht und gefunden. Dieses Paradox weist auf ein zweites, das ebenfalls durch die Mystik thematisiert wird: Liebe will Nähe; der größte Schmerz ist die Ferne des Geliebten. Der Weg Jesu durchmisst beides, Nähe und Ferne zu Gott, dem Geliebten, und weist dadurch ein in den Weg des Menschen zu Gott. Die folgenden Überlegungen verstehen sich als Spurensuche auf diesem Weg.

Der Weg Jesu zwischen Nähe und Ferne Gottes

Das Neue Testament erzählt die Geschichte dessen, der die Nähe Gottes nicht nur verkündet und vermittelt, sondern selber *ist*, und der dennoch mit einem Schrei der Gottferne stirbt, den die Christen kaum ertragen können. Wenn christliches Leben bedeutet, Christus gleich zu werden, so ist dies einerseits ein Weg der *imitatio*, der „Nachahmung“ oder Nachfolge Christi, aber auch ein Gleichgestaltetwerden mit ihm (Röm 8,29), also ein Hineingenommenwerden in seinen Weg. So findet unsere Erfahrung der Nähe und auch der Ferne Gottes ihren Ort in IHM, der unsere Erfahrung angenommen und in seine Erfahrung als Fleisch gewordenes Wort Gottes hineingenommen hat.

Vor der Radikalität der Gotteserfahrung Jesu schrekt theologisches Denken zurück; aus Ehrfurcht – oder Furcht – davor, die Göttlichkeit des Menschgewordenen zu verdunkeln, vielleicht auch aus Erschrecken und Scheu vor der

gott-menschlichen Dramatik in der Person des Christus. Die „Mystiker“ sind da unbefangener; ihre Sprache gehorcht der Unmittelbarkeit ihrer Erfahrung und der Unbestechlichkeit ihres Leidens an dieser Erfahrung.

Die neutestamentlichen Autoren sind weder Dogmatiker noch Mystiker im heutigen Sinn. Ihre Texte sind nicht dem persönlichen Erleben verpflichtet wie jene der Mystiker, sondern der gemeinschaftlichen Erfahrung der Ur-Kirche. Gleichzeitig steht ihre Glaubensreflexion noch nicht in einer langen Reihe kirchlichen Denkens und Lehrens; ihre Texte beziehen sich vielmehr auf die Zeugnisse derer, die am normativen Ursprung dieser Tradition stehen.

Markus lässt sein Evangelium konsequent von der Frage nach dem Geheimnis Jesu leiten: Wer ist dieser? Gottes Sohn!? Eine Antwort wird der- oder diejenige erhalten, – so wird es im Lesen Schritt für Schritt erschlossen –, der sich auf den Weg der Nachfolge einlässt. Christuserkenntnis und Nachfolge gehören untrennbar zusammen. Nachfolge ist dabei nicht auf den ethischen Aspekt zu reduzieren im Sinn von: seine Botschaft in die Tat umsetzen. Vielmehr wird das Fundament dieser Ethik freigelegt, man könnte auch sagen: die mystische Dimension der Nachfolge. Sie besteht in der Teilnahme am Leben Jesu selber, an seiner Beziehung als Sohn zu Gott, seinem Vater, einer Beziehung großer Nähe und unerträglicher Ferne.

Markus ist ein großer Erzähler, der sein Evangelium an den entscheidenden Stellen immer wieder zu Bildern verdichtet. Sie interpretieren sich gegenseitig und ergeben erst in ihrer Gesamtheit das Bild von „Jesus Christus, dem Sohn Gottes“. Der Evangelist benutzt vier große Bilder: Die Taufe Jesu am Beginn seines Weges, die Verklärung in der Mitte, den Tod Jesu am Zielpunkt seines Weges und die Auferstehung am Wendepunkt des Weges.

Der Geliebte: Die Taufe Jesu (Mk 1,9-11)

Das erste Bild zeigt Jesus, der von Nazaret zum Jordan hinabsteigt, um sich von Johannes taufen zu lassen. Die Ortsangabe ist nicht zufällig. Die Bibel kennt eine Topographie des Heils, die in der Pilgertradition weiter konkretisiert wird. Seit dem dritten Jahrhundert verehren die christlichen Pilger den Ort der Taufe Jesu bei einer Quelle, die von Osten her in den nahen Jordan fließt, wenige Kilometer vom Nordende des Toten Meeres entfernt. Hier, an dem durch gewaltige Erdverschiebungen auseinandergerissenen Becken des toten Meeres, ist der tiefste Punkt der Erde: die Wasseroberfläche des Toten Meeres liegt an dieser Stelle 400m unter dem Meeresspiegel, der Grund erreicht 794m. Es ist tatsächlich der tiefste Punkt der Erde, an dem Jesus sich eintauchen lässt. Gott beginnt seinen Weg vom untersten Punkt aus. Und er stellt sich in den Riss, der durch die Erde geht, und, damals wie heute, geographisch und politisch die Mensch-

heit zu zerreißen droht. Jesus wählt als Standort für sein Leben den Riss. Und es wird ihn zerreißen; der Ort seines Sterbens, ausgespannt zwischen Himmel und Erde am Kreuz, macht das sichtbar. Doch hier, am Ort seines Untertauchens am Beginn seines Weges, sieht Jesus, wie der Himmel zerreißt oder (wörtlich) sich spaltet, und der Geist wie eine Taube auf ihn herabkommt. Er hört die Stimme aus dem Himmel, die ihn als den geliebten Sohn anredet. Das ist Nähe Gottes in ihrer klarsten Form. Die Bewegung zwischen Himmel und Erde, oben und unten ist dabei sehr genau zu sehen: Jesus lässt sich zunächst von Johannes untertauchen. Als er wieder emporsteigt, steigt der Geist auf ihn herab. In diesem Absteigen in die Flut, Aufsteigen aus ihr und dann von oben her Empfangen deutet sich jene Bewegung an, die zur Grundbewegung des Evangeliums wird.

Das Zelt Gottes: Die Verklärung Jesu (Mk 9,2–13)

In der Mitte des Evangeliums steht die Verklärung Jesu. Sie beginnt nicht mit einem Abstieg in den Fluss, sondern mit einem Aufstieg. Was jetzt passiert, geschieht nicht für Jesus, sondern für die Jünger. Sie werden Zeugen der strahlenden Nähe Gottes in Jesus. Petrus wird von Gottesfurcht erfasst. Seine Reaktion ist nicht so falsch: Wo Gott gegenwärtig ist, baut der Mensch ein Zelt, eine Wohnstatt für Gott und einen Ort für die Anbetung. Es geht nicht darum, eine angenehme Situation festhalten zu wollen; Petrus findet es keineswegs „nett hier oben“, sondern er ist zutiefst erschrocken und fürchtet sich, weil er sieht, dass Gott hier gegenwärtig ist. Sein Fehler liegt darin, dass er drei Hütten bauen will, weil er noch nicht verstehen kann, dass Jesus allein die Gegenwart Gottes ist. Er versteht noch nicht die Rolle des Elija als des Vorläufers und Mose als des großen Zeugen, die auf den einen hinweisen, in dem sich die Nähe Gottes erfüllt.

Das Buch Exodus endet mit dem Einzug Gottes in das Offenbarungszelt, in dem er fortan sein Volk begleiten wird: „Dann verhüllte die Wolke das Offenbarungszelt und die Herrlichkeit des Herrn überschattete die Wohnstätte. Mose konnte das Offenbarungszelt nicht mehr betreten, denn die Wolke lag darauf, und die Herrlichkeit des Herrn erfüllte die Wohnstätte“ (Ex 40,34f.). Dies geschieht nun hier vor den Augen der Jünger. In der Wolke offenbart sich Gott und verbirgt sich zugleich. Insofern entspricht sie dem Geist, der in der Taufe herabkommt (auch von ihm kann gesagt werden, dass er „überschattet“, vgl. Lk 1,35). Die Stimme ist dieselbe, die nun jedoch für die Jünger ertönt und sie auf den geliebten Sohn verweist. Entsprechend endet die Szene damit, dass sie nur noch den einen sehen, der bei ihnen ist: Jesus.

Das Geschehen auf dem Berg hat die Identität Jesu geoffenbart: In ihm ist Gott gegenwärtig; die Theophanie ist ER, die Nähe Gottes in Person. Die Jünger sehen es und verstehen es dennoch nicht und können es auch nicht verstehen,

weil „der Menschensohn“ noch nicht „von den Toten auferstanden“ ist. Das ist keine Sperrfrist für die Weitergabe eines Geheimnisses, sondern die Voraussetzung, dieses überhaupt verstehen zu können. Deshalb muss an dieser Stelle noch einmal die Rolle des Elija geklärt werden, der als Vorläufer erwartet wird, der alles wieder herstellt. Jesus macht klar: Auch der wiedergekommene Elija, der kein anderer ist als der Täufer, ist eines gewaltsamen Todes gestorben und deshalb wird sich dieses Schicksal auch am Menschensohn erfüllen. Elija in der Verklärung vertritt also auch die Rolle des Täufers bei diesem Geschehen und stellt damit eine weitere Verbindung zur Taufe her.

Gottesnähe – Gottesferne? Größere Nähe ist nicht denkbar, und dennoch bleibt Jesus für seine Jünger hier noch fern, da sie ihn nicht verstehen. Das Zelt, der Ort der Gegenwart Gottes, ist schon unter ihnen und geht mit ihnen den Berg hinab auf den Weg nach Jerusalem, aber sie erkennen ihn nicht. Der Schlüssel wird genannt, kann aber noch nicht öffnen. Das geschieht erst am Zielpunkt des Weges Jesu, auf dem Berg Golgota.

Dunkle Epiphanie: der Tod Jesu (Mk 15,33–39)

Dort sind die Jünger nicht mehr dabei. Sie sind davongelaufen. Was hier geschieht, ist wie in der Taufe ein Geschehen zwischen Gott und seinem Sohn. Die Erzählung der Kreuzigung Jesu zeigt ab der dritten Stunde seine schrittweise Entblößung und Vereinsamung. In der sechsten Stunde hält die Zeit vollends an. Die Finsternis bricht herein und dauert bis zur neunten Stunde. Was geschieht in diesen drei langen Stunden? Darüber wird nichts gesagt. Das schafft einen Hohlraum, dessen gewaltige Kraft dann im Schrei Jesu zum Ausbruch kommt. In diesem Schrei ergreift Jesus zum ersten und einzigen Mal während der ganzen Hinrichtung selbst die Initiative. Er ist deshalb sein deutendes Wort für dieses Geschehen. Der Schrei wird von den Soldaten missverstanden oder grausam missdeutet; auf diese Weise kommt jedoch wie im Missverständnis des Petrus auf dem Berg Tabor wieder Elija ins Spiel, der Vorläufer, der bereits gekommen ist und deshalb nicht wiederkommen kann. Der Hohn der Soldaten will eine Botschaft für die Leser des Evangeliums sein, dass nichts mehr zu erwarten ist, sondern jetzt alles Erwartete geschieht. Ob Jesus einen zweiten Schrei ausstößt (Mk 15,37) oder ob es sich um einen einzigen gewaltigen Todesschrei handelt, ist nicht eindeutig zu sagen; mit diesem Schrei haucht er den Geist aus.

Wie in der Verklärung geschieht nun ein Zeichen von Gott her: Der Vorhang im Tempel, das mit dem Sternkreis bestickte Symbol des Himmels, zerreißt. Die Stimme, die nun zu hören ist, ist aber nicht die Stimme Gottes, sondern die des heidnischen Hauptmanns. Er war die ganze Zeit Jesus „gegenüber“ und hat ihn sterben sehen; das führt ihn nun zu seiner Aussage: „Dieser Mensch war Gottes

Sohn.“ Jetzt ist es sichtbar, noch nicht für die Jünger, aber für die Augen des Römers als dem Vertreter der ganzen heidnischen Welt.

Der Vorhang verhüllt das Allerheiligste des Tempels, der von Menschenhand gebauten prunkvollen Gestalt des Offenbarungszeltes. Er trennt die sündige Welt von der für den Sünder tödlichen Heiligkeit Gottes, denn es gilt: „kein Mensch kann mich sehen und am Leben bleiben“ (Ex 33,20). Wenn jedoch der, der Gottes Zelt ist, der Ort seiner Gegenwart, in dem seine Herrlichkeit aufstrahlt, als der Gekreuzigte unverhüllt sichtbar wird, selbst für die Augen der Heiden, dann hat der Vorhang im Tempel seine Funktion verloren. Das Zelt hat sich an einem anderen Ort geöffnet, wo jeder es betreten kann. Dieser Ort ist das Gegenteil eines heiligen Tempels: ein verfluchter Hinrichtungsort außerhalb der heiligen Stadt, der Ort der Finsternis, des Todes und der Gottverlassenheit. Dort geschieht nun die Epiphanie Gottes, aber es ist eine dunkle Epiphanie: Gottes Gegenwart im Gekreuzigten und Verlassenen; Gottesnähe in der äußersten Gottferne.

Der Vorhang zerreißt: Taufe und Tod

Die Kühnheit dieser Aussage wird erst richtig verständlich, wenn man den Tod Jesu nicht nur mit seiner Verklärung, sondern mit seiner Taufe vergleicht. Markus hat beide Szenen eindeutig aufeinander bezogen. Der Tod liest sich wie eine Inversion der Taufe: Nähe wird zur absoluten Ferne. Am Jordan sieht Jesus; er erhält eine Offenbarung vom Vater. Auf Golgota sieht er drei Stunden lang nichts. Die Finsternis ist Ausdruck dessen, was der Schrei verbalisiert: Verlassenheit, keine Offenbarung vom Vater. Der, den die Stimme als den geliebten Sohn anredete, der Gott deshalb im Leben seinen Vater nannte, schreit im Sterben seine Finsternis einem distanzierten und fernen *Eloi* entgegen; Gottesferne als grausame Realität.

Bei der Taufe zerreißt der Himmel; Gott spricht, Jesus schweigt, sieht und hört, der Geist kommt auf ihn herab. Am Kreuz schreit Jesus, Gott schweigt (sieht und hört nichts?), und Jesus haucht den Geist aus. Und nach diesem Tod in der Finsternis und nach dem Schrei ins Schweigen Gottes hinein beginnt eine neue Handlungsfolge: Jetzt handelt Gott, jetzt zerreißt der symbolische Himmel vor dem Allerheiligsten (σχίζειν, das selbe Wort!), und der Hauptmann spricht aus, was nicht einmal die Jünger erkannt haben, weil es erst in der Begegnung mit dem Gekreuzigten zu sehen ist: „Dieser Mensch war Gottes Sohn“ (Mk 15,39). Im Tempel gilt: wer Gott sieht, muss sterben. Auf Golgota gilt: Jesus stirbt, damit wir Gott sehen können.

„Wer ist dieser?“: Theologische Deutung

Wenn wir die Bilder des Markusevangeliums in dieser Weise lesen, sie miteinander in Beziehung setzen und die Verbindungslien unter ihnen sehen und interpretieren, wird eines deutlich: Markus erzählt weit mehr als historische Begebenheiten, auch wenn diese die Grundlage seiner Erzählung bilden. Hier geschieht Deutung, theologische Durchdringung des Geschehenen. „Wer ist dieser?“ Das ist die Leitfrage des Evangeliums. Es wird von Anfang an gesagt, wer dieser ist: Jesus Messias, der Sohn Gottes. Was das aber beinhaltet, wird dann erst im Mitgehen des Weges Jesu Schritt für Schritt erschlossen. „Sohn Gottes“ heißt Beziehung, Angeredetsein, Geliebtsein, heißt Gottesnähe bis zu dem Punkt, dass Gott in diesem Sohn selbst zum Leuchten kommt und sichtbar wird, dass er die Nähe Gottes nicht nur zu den Menschen bringt, sondern selber ist: Die Herrlichkeit zeigt sich auf dem Tabor nicht *für* ihn, sondern *in* ihm für die Jünger. Jesus ist das Zelt, in dem die Herrlichkeit Gottes Wohnung genommen hat. Die Jünger sind Gott in Jesus immer nahe, ohne ihn zu erkennen. Denn es fehlt ihnen der Schlüssel, und der wird im Sterben gegeben.

Was geschieht nun in diesem Tod? Ein Tausch: Der aus der Nähe Gottes lebt, findet sich am Punkt der Ferne; und der Heide, der in der Gottferne lebt, findet sich gerade in der Nähe des Gottverlassenen – ihm gegenüber – zu jener Erkenntnis, die das Ziel des Evangeliums darstellt: Jesus ist der Sohn Gottes, die menschgewordene Nähe Gottes. Das kann er jedoch erst sagen, nachdem Jesus am Ort der Ferne seinen Geist gegeben hat. Erst dann wiederholt sich das Taufgeschehen unter dem Kreuz für den Heiden: der Himmel zerreißt, die Identität des Sohnes wird sichtbar. Das ist ein Geschehen, das nur „im Geist“ zu denken ist, auch wenn Markus dies nicht wie Paulus oder Lukas ausdrücklich als Pfingstszene thematisiert.

Markus verdichtet den Umschlagpunkt (die Peripetie) von der Nähe in die Ferne und aus der Ferne in die Nähe im Schrei der Gottverlassenheit Jesu, den er aus den drei Stunden der wort- und handlungslosen Finsternis hervorbrechen lässt. Es ist ein Psalmenzitat, also ein Gebet, aber das Gebet am äußersten Punkt; ausgehaltene Nicht-Beziehung als radikalster Ausdruck von Beziehung. Markus zitiert ganz bewusst diesen ersten Vers des Psalm 22. Es verharmlost die Situation, wenn man hier den ganzen Psalm mit seinen Hoffnungs- und Heilsaussagen mitgebetet hören will. In der Finsternis dieser Stunden ist eben kein Licht, zumindest nicht für den, der darin aushält. Das Licht ist auf andere Weise zu suchen und zu sehen: Nicht im rekonstruierten Trost nicht gesprochener Worte, sondern in dem, was der Hauptmann gesehen haben muss, einen Menschen, der an seinem Gott festhält, selbst wenn dieser ihn losgelassen hat. Für Markus ist das eine Aussage über Jesu radikale Glaubenskraft, die er auch an anderen Stellen im Evangelium als Jesu Gebetsglauben thematisiert (vgl. Mk 9,23; 11,20). Sich die-

sem Gott radikal überlassen zu können, selbst in die Nacht der Gottferne hinein – das kann nur jemand, dem sich Gott seinerseits ganz und gar überlassen haben muss: der Sohn. In der Taufe wird diese Sohnesbeziehung von Gott her offenbart, am Kreuz ist es Jesus, der sie zeigt, weil er sie lebt bis in die äußerste Konsequenz.

Die Gottesferne als Frage des Menschen findet so im Schrei Jesu eine Antwort. Jesus verliert die Nähe Gottes, um sie zu offenbaren und zu schenken; da er dem Menschen nahe kommt in der Situation der Gottferne, wird er zum Ort, wo die Menschen in ihm Gott sehen und berühren können. In Jesus, dem Gottfernen, kommt Gott dem Menschen in seiner Gottferne ganz nah. Der Vorhang zerreißt ein für alle Mal: Die Trennung zwischen Orten, an denen Gott nahe ist, wie im Tempel, und Orten, an denen er ferne ist, wie an einem Ort des Todes, ist hinfällig geworden. Ist die Gottverlassenheit Jesu *der* Ort der Offenbarung Gottes, kann es nichts mehr geben, was uns von der Liebe Gottes in Christus scheiden kann (vgl. Röm 8,39). Selbst die eigene Gottferne wird zum Ort der Nähe, weil sie uns in den Augen Gottes dem ähnlich macht, der sein geliebter Sohn ist.

Aus der Intensität dieses Bildes von Erlösung, wie es Markus zeichnet, kann man sich schwer wieder lösen. In der Sprache des Theaters: Jetzt sollte der Vorhang fallen und die Zuschauer erschüttert und gewandelt nach Hause gehen. Ist nicht schon alles gesagt? Ja, und dennoch fehlt noch Entscheidendes. Deshalb muss noch das vierte Bild kommen.

„Er ist nicht hier“: Die Auferstehung (Mk 16,1–8)

Das Markusevangelium endet wie ein modernes Theaterstück: offen, ohne die erwartete Begegnung mit dem Auferstandenen, stattdessen mit einer Antwort, die wieder auf den Weg schickt. Legt man diese Erzählung neben die anderen, lässt sich wieder die Tiefenstruktur des Erzählten entdecken. Diesmal ist es wie bei der Verklärung ein Geschehen für die Jünger, die als Weggelaufene jedoch von den Frauen vertreten werden. Das Offenbarungsgeschehen selber, die Auferstehung, kommt nur indirekt zur Schilderung: „in aller Frühe“, da sie stattfindet, ist die Sonne gerade noch nicht aufgegangen; wenn sie in diesem Moment jedoch gerade aufgeht, so geschieht hier ein anderer Aufgang. Wieder gibt es eine Art Missverständnis oder eine unangemessene Fehlreaktion; diesmal sorgen sich die Frauen um den Stein wie Petrus sich mit den Zelten beschäftigen wollte. Für den Leser lässt sich ein kleiner humoristischer Zug nicht verbergen. Auf dem Tabor steht das Zelt lebendig vor ihm, und Petrus will drei andere bauen; die Sache mit dem Stein hätte schon vorher überlegt werden müssen und ist angesichts der aufgegangenen großen Sonne längst hinfällig. Die Offenbarung geschieht dies-

mal nicht von oben, sondern im Grab, in das die Frauen hineingehen. Dort sehen sie einen Boten in weißem Gewand. Das Erschrecken der Frauen zeigt: Sie werden Zeugen einer Theophanie, einer Erscheinung Gottes. Sie sind gekommen, um den Leichnam Jesu zu sehen und zu berühren, und nun wird ihnen gesagt: Der Gekreuzigte ist nicht hier. Er ist auferstanden. Und nun der Auftrag an Petrus und die Jünger: „Er geht euch voraus nach Galiläa. Dort werdet ihr ihn sehen“. Mit dem Erschrecken und dem Schweigen und der Furcht der Frauen endet das Markusevangelium.

Der Auferstandene entzieht sich zunächst, lässt sich nicht sehen und berühren wie in den anderen Evangelien. Die Verheißung besteht im Weg nach Galiläa selbst, dort, wo die Beziehung zu ihm ihren Anfang genommen hat. Er kommt nah, indem man ihm auf dem Weg folgt, den er vorausgeht.

Auferstehung auf dem Weg

Markus verdichtet seine Christologie zu vier großen Bildern. Das Thema Got tesnähe und Gottesferne ist dabei der Schlüssel, um sie aufeinander zu beziehen und zu verstehen. Es ist zunächst ein Schlüssel für Jesus selbst, ausgespannt zwischen den beiden Extremen von Taufe und Tod am Beginn und am Ende seines Weges.

Für die Jünger, die am Jordan und auf Golgota nicht anwesend sind, geschehen die entscheidenden Momente auf dem Berg und am Grab. Dort jedoch, wo er vor ihnen steht, erkennen sie ihn nicht, und dort, wo man ihn zu sehen erwartet, ist er nicht da. Auf diese Weise werden nicht in erster Linie die Jünger im Evangelium enttäuscht, sondern die Leserinnen und Leser des Markusevangeliums. Sie wollen eine Begegnung mit dem Auferstandenen sehen, und die wird ihnen vorenthalten. Wo ist er zu sehen? Der Schluss des Markusevangeliums sagt: er ist „nicht hier“, er ist unverfügbar, er entzieht sich. Er wird sich jedoch schenken – auf dem Weg. Diesen Weg geht er voran, also wird man ihm nachgehen müssen. Diese Botschaft richtet sich zunächst an Petrus und die Jünger, aber sie gilt allen Gläubigen. Ihr Leben führt mit Jesus von Golgota her nach Galiläa, das heißt, wieder auf den Weg der Nachfolge. Und wenn man in Galiläa wieder beginnt, wie er gesagt hat, dann wird man mit „österlichen Augen“ das Leben Jesu, wie es das Evangelium zeigt, neu sehen können: zunächst die Heilungen als Siege über den Tod und „Auferstehungen auf dem Weg“; seine Freundschaften und Beziehungen mit den Zöllnern und Sündern, die er so lebt, als sei der Vorhang schon immer zerrissen gewesen und der Unterschied zwischen Reinen und Unreinen, zwischen Sakralem und Profanem schon immer hinfällig. Schließlich wird man wieder auf dem Berg stehen und für einen Augenblick das Licht sehen und die Stimme hören. Dann versteht man: Das ist der

Auferstandene, der sich hier offenbart, den man am Grab erwartet hatte. Der Auferstandene ist jedoch nicht festzuhalten, weil er die Nähe Gottes ist, der unverfügbar ist. Er ist ein Auferstandener „auf dem Weg“. Er geht deshalb sofort wieder weiter, und zwar mit den Gläubigen auf ihren Weg nach Jerusalem. Die Verklärung ist erst von Golgota her zu verstehen. Es ist die Radikalität der Glaubenserfahrung Jesu, die Auferstehung möglich macht.

Der Hebräerbrief nennt Jesus „Urheber und Vollender unseres Glaubens“ (Hebr 12,2). Vor dem Hintergrund des Markusevangeliums bedeutet das: Anführer kann er sein, weil er den Weg des Glaubens als Mensch selbst gegangen ist in seiner ganzen Radikalität. Vollender kann er sein, weil er als der Auferstandene bleibend beim Vater für uns eintritt. So nimmt er dauerhaft, „in Ewigkeit“, unseren Weg in seinen Weg zum Vater hinein. Christus ist die *forma vitae* des Christen, die Gestalt, das Maß und der Maßstab unseres Weges.

Der Gottferne – ganz nah

Gottesferne – ganz nah. Das ist ein Paradox. Der Weg Jesu zeigt, dass man es christlich nur aus der Kontemplation seiner Person, seiner Beziehung als Sohn zu Gott, seinem Vater, verstehen kann, die beides kennt: unsagbare Nähe und nur im Schrei artikulierbare Ferne. Die Gottesferne ist nur deshalb nah, weil ER, der Gottferne, nahe gekommen ist. Dort, wo wir ihn berühren, berühren wir Gott, ist Ferne Nähe. Und seit der Vorhang zerrissen ist, können wir ihn gerade an den Orten der Gottferne finden und berühren, in uns selbst und außerhalb von uns in Menschen und Situationen. Diejenigen, die wir „Mystiker“ nennen, sind Menschen, die das in Liebe und ganz bewusst tun können, von *Paulus von Tarsus* über *Mechthild von Magdeburg* bis *Teresa von Kalkutta*. Wenn wir das Bild von Erlösung jedoch ernst nehmen, das Markus auf Golgota zeigt, haben diese Mystiker unzählige Gefährtinnen und Gefährten. Für die Augen des Glaubens – die dies freilich als Geheimnis „mit Furcht und Zittern“, oder besser: mit bebender Ehrfurcht bewahren mögen – ist die Gottesnacht der Menschen geheiligt durch die Gegenwart des allein Heiligen.